

LEBENSprotokoll

Was dich aufrecht hält

Iris (55) hat viele nahe Menschen verloren.
Aber die Liebe zu ihrem Sohn ließ sie alle Verzweiflung überstehen.

TEXT: Romana Klär // ILLUSTRATION: Josephine Warfelmann



iemlich genau zehn Jahre ist es her: Wir waren in Mexiko auf Urlaub und schon zwei Wochen lang herumgereist. Wir kamen an einen abgelegenen Pazifik-Strand. Ich weiß nicht warum, aber ich wollte dort nicht bleiben. Ich hatte mit meinem Mann deswegen einen heftigen Streit. Er nicht.

Das Wasser zog sich bei Ebbe gut 200 Meter zurück. Unser Sohn, er war damals neun, wollte unbedingt hinein. Und mein Mann ist mit ihm gegangen. Von meinem Platz unter den Bäumen aus habe ich die beiden nur mehr als Punkte wahrgenommen. Bis ich realisierte, dass mein Sohn um Hilfe rief. Ich bin sofort ins Meer gestürmt. Das Wasser reichte mir nicht einmal bis zur Hüfte. Ich habe Matthias geschnappt und konnte ihn herausziehen. Dann habe ich meinen Mann gesehen und sofort gewusst: Er ist tot.

Eine Unterströmung zieht dich immer wieder hinaus. Ich habe das einmal in Kuba erlebt. Du siehst den Strand nur 100 Meter entfernt, du glaubst, du findest Halt, du spürst den Boden, dann ist er wieder weg. Schrecklich. Mein Mann hatte immer wieder versucht, den Buben in Richtung Strand zu schupfen.

Ich konnte meinen Mann nicht fassen. Ein englisches Paar hat ihn dann aus dem Wasser geholt. Die Frau war Ärztin und setzte alle Maßnahmen. In dieser Gegend kommt kein Rettungshubschrauber.

Die Ambulanz war nach einer Stunde da. Meine Psyche machte dicht. Ich konnte alles organisieren, habe dafür gesorgt, dass wir von diesem abgelegenen Flecken Erde nach Hause kommen. Und ich schimpfte auf meinen Mann, dass er Matthias in eine so gefährliche Situation gebracht hatte, in der er selbst gestorben war. Damit Matthias sich ja nicht die Schuld daran gibt. Sein Vater hätte wissen müssen, dass man bei Ebbe nicht hineingehen darf.

Warum habe ich nicht darauf bestanden, dass wir weiterfahren? Ich hatte lange das Gefühl, mein Mann kommt wieder. Bis mir klar wurde, dass die Haustür um halb sieben nicht mehr aufgehen wird. Dann war ich wütend, weil ich ja auch unser Kind hätte verlieren können. Zum Trauern hatte ich keine Zeit. Drei Monate nach dem Tod meines Mannes erfuhr ich, dass mein Vater unheilbar krank war. Dann starb meine Therapeutin. Trotz allem habe ich immer weiter funktioniert, musste schauen, dass Geld reinkommt, dass ein Essen auf dem Tisch stand, dass Matthias die Schule schaffte.

Als aber dann auch noch ein Mann, in den ich mich neu verliebt hatte, am Berg abstürzte, war es aus mit mir. Ich musste mich endlich meiner ganzen Verzweiflung stellen. Ich habe mir den Zusammenbruch erlaubt, Matthias damals aber versprochen, dass ich wieder so werde wie früher. Ich liebe meinen Sohn und trage Sorge dafür, dass es ihm gut geht.

Heute steht er auf eigenen Füßen. Ich bin auch flügge, möchte noch viel machen. Es tut nicht mehr weh, wenn ich an meinen Mann denke. Der Tod ist nicht das absolute Aus. Unsere Seele existiert weiter – in welcher Form auch immer. Ich kann seine Nähe holen, wenn ich sie brauche. Und ich weiß: Dort, wo er ist, geht es auch ihm gut. ❖